

Verfasser/Erzähler: Herma Faschingbauer

Geb.: (?)

Geburtsort: Oberplan

Inhalt/Thema: 1945 – von Oberplan über Mric/Krems, Glöckelberg nach Nürnberg

Zur Verfügung gestellt: Traudl Woldrich, Pressig

Verschleppt ins „Tschechische“ und „abgeschoben“ (Odsun)

Einführung von Frau Woldrich:

Meine Freundin Herman Faschingbauer, genannt „Färber Herma“ war mir immer wie eine große Schwester. Sie war in der ersten Klasse, die mein Vater in Oberplan führte und sehr begabt. Besonders gut konnte sie zeichnen und malen. Mein Vater und auch andere Lehrer meinten immer, sie müsse eigentlich studieren, doch dann kam 1938 der „Anschluss ans Reich“ und das „Erbhofgesetz“ und so war sie als einzige Tochter dazu bestimmt, den Bauernhof zu übernehmen. Sie besuchte also nach der Bürgerschule und einem freiwilligen 9. Schuljahr als erstes Mädchen die landwirtschaftliche Fachschule in Oberplan, wo sie als Beste ihres Jahrgangs abschloss.

Herma Faschingbauer:

Wenn ich daran denke! Ach wie schön war es daheim!

Als Kind hatte ich ein Pony. Ich sollte es aber auch selbst versorgen. In der Schule hat sich dann keiner neben mich gesetzt, weil ich immer nach Stall gestunken habe. Dann hat ihn mein Vater verkauft und ich war lange böse auf ihn.

Als ich erwachsen war, hatten wir zwei Pferde, den Max und den Moritz. Mit denen bin ich gerne gefahren. Wir hatten auch viele Wägen für Spazierfahrten: eine elegante Kutsche und ein „Steirerwagerl“ und im Sommer machten wir immer eine Landpartie auf einem geschmückten Leiterwagen. Im Winter machten wir öfters eine Schlittenpartie. Einmal nahmen wir eine Kurve zu scharf – plötzlich lagen wir alle im Schnee.

Mein Vater weckte mich immer in der Früh um halb fünf Uhr. Dann stand ich auf und fütterte die zehn Kühe und molk sie. Dann kamen die Ochsen an die Reihe. Wir hatten immer einen Knecht und eine Magd. Im Krieg waren das polnische und ukrainische Gefangene.

Wir hatten fast in jeder Oberplaner Flur Wiesen und Felder, insgesamt etwa 25 ha. Wir hatten auch Wälder, einen Torfstich und eine Sandgrube. Die Sandgrube war eine richtige Goldgrube.

Ich habe meine Arbeit als Bäuerin geliebt. Ach, war es schön daheim!

300 Jahre waren meine Vorfahren in Oberplan Bauern und Bürger, haben das Gemeindeleben mitgeprägt. Meine Großväter waren Färber, Tierärzte, Metzger aber eben immer auch Bauern. Mein Vater war in vielen Vereinen tätig. Wir durften zu Fronleichnam einen Altar aufstellen und meine Eltern bemühten sich immer sehr, den allerschönsten zu haben.

Und dann war auf einmal alles anders!

Es war am 23. Oktober 1945. Es wohnten noch drei Familien und zwei allein stehende Frauen in unserem Haus. An diesem 23. Oktober kamen plötzlich drei Männer in unsere Wohnstube. Zwei hatten eine Uniform an und fuchtelten mit Gewehren herum. Einer war ein slowakischer Zigeuner. Er schrie meinen 71jährigen Vater an: „Ich jetzt hier Herr! Du Dreck! In eine halbe Stunde musst Du weg!“ Das war um halb zwei Uhr.

„So“, sagte mein Vater ganz gebrochen. „Da müssen wir halt gehen“. Wir hatten ja schon vorgepackt, denn wir waren ja nicht die ersten, die auf diese Weise gehen mussten. Eine Woche vorher hatte es Frau Woldrich mit ihren Kindern getroffen, die auch in unserem Haus

Unterschluß gefunden hatten und viele andere Beamtenfrauen, deren Männer nicht da waren.

Während wir zusammenpackten, kamen Soldaten, zwangen mich mitzugehen. Ich fragte: „Ja, wohin denn? Sie sehen doch meinen alten Vater, meine gehbehinderte Mutter und den Jungen hier. Die sind doch alleine nicht fähig zu packen.“ (Wir hatten seit 1942 Werner, einen Berliner Jungen bei uns, der nach Ablauf der Erholung nicht zurückkehren konnte, weil seine Mutter mit weiteren sieben Kindern in Berlin ausgebombt worden ist. Er war 12 Jahre alt).

Ich hatte Werner gleich, als die Tschechen kamen, den Auftrag gegeben, mit dem Rad zur Familie Kary nach Glöckelberg zu fahren und Thomas Kary, der das Milchauto fuhr und mit dem ich so gut wie verlobt war, zu bitten, er möge kommen und uns holen. Wäre ich doch nur selber gefahren!

Meine Einwände halfen nichts, die Männer zwangen mich, mitzugehen. Ich durfte außer einem kleinen Kofferchen gerade noch mein Federbett mitnehmen, dann wurde ich zu einem Lastauto geschleppt und musste hinaufsteigen. Da kam ein anderer Tscheche, riss mir mein Federbett aus den Armen und schrie: „Du deutsches Schwein, du brauchst kein Bett!“ . Dabei zog er eine Reitpeitsche aus dem Stiefel und schwang sie drohend.

Auf dem Auto waren schon eine Menge Oberplaner junge Leute. Das Auto fuhr los – ich hatte mich von meinen Eltern gar nicht verabschieden können. Erst nach einer Woche erhielt ich einen Brief, dass sie in Glöckelberg wären, ein Zimmer mit einem Kachelofen und eine kleine Kammer hätten und die Betten, das Sofa und die Nähmaschine dank der Tschechischkenntnisse von Thomas mitgebracht hätten.

Etwa halb vier Uhr fuhren wir ab. Es ging ins Landinnere, etwa eine Stunde Fahrzeit. In dem kleinen Dörfchen Mric bei Krems wurden wir abgeladen. Da standen wir und kamen uns vor, wie auf einem Viehmarkt. Die tschechischen Bauern kamen und suchten sich die Leute aus, die sie meinten, brauchen zu können. Mich wählte ein etwa vierzigjähriger Bauer aus. Wir kamen bei seinem Haus an, einem typischen eingeschossigen Bauernhaus.

Der Tscheche hatte eine tschechische Dienstmagd, die Ruscho, und einen gefangenen Soldaten aus Wien, den Lorenz. Dieser war ganz ausgehungert und hatte keine Kraft. Als ich ankam rief die Ruscho: „Jezismario! Nemame Postele! ... „ (Jesusmaria! Wir haben kein Bett, wir haben keine Zudecke!). Soviel tschechisch verstand ich und dachte: „Na, sauber! Was wird da werden! Wo werde ich da schlafen?“ Da fragte ich den Bauern (der deutsch konnte, aber die Sprache grundsätzlich nicht verwendete): „Und wo werde ich dann schlafen?“ Er sagte: „Na, draußen im Stall!“ Ich hatte eine Angst, weil ja überall Russen waren. Da fragte ich den Lorenz: „Wo schläfst Du?“ Er zeigte auf einen Schuppen.

Im Stall standen zwei Pferde, vier Kühe und etwas Kleinvieh. In der Ecke war ein holzverschaltes Abteil, darinnen war Stroh. Da hinein legte ich mich samt den Kleidern und weinte die ganze Nacht. Über eine Woche schlief ich also dort im Stall.

Mittlerweise hatte ich gemerkt, dass der Bauer deutsch konnte. Weil er mich gleich geduzt hatte, hielt ich es auch so. Ich sagte nach einer Woche zu ihm: „Ich merke, du kannst deutsch. Von nun an redeten wir deutsch miteinander. Und jetzt sag ich dir etwas. Jetzt fährst du fort und stielst mir irgendwo ein Bett!“ Er protestierte: „Ich nix stehlen! Konfiszieren!“ Ich sagte wütend: Das ist alles eins! Das ist auch „kralowaten“ (=stehlen). Da schaute er erst ein wenig dumm, dann fuhr er mit seinem Fuhrwerk fort und brachte tatsächlich ein Bett daher. Ich hatte schon lange gemerkt, dass er von seinen Ausflügen immer mit neuen Sachen zurückkehrte: Mit einem Gummibereiften Leiterwagen z.B. an dem noch das Schild des deutschen Bauern hing, dem er einmal gehört hatte, oder mit einem schönen Pferd.

Nun hatte ich also ein Bettgestell, einen Strohsack habe ich mir selbst gestopft. Jetzt hatte ich aber noch immer keine Zudecke. Mittlerweile erfuhr ich durch die Ruscho, dass Verwandte von uns („Schlosserfranzl“) in Chlum auf einem Meierhof arbeiteten. Am Sonntag darauf ging ich mit Ruscho nach Chlum. Ich musste eine weiße Binde tragen mit NP (Nemce-Prace = deutscher Arbeiter), aber die tschechischen Kinder riefen uns immer Nemce Praze (=deutsches Schwein) nach. In Begleitung von Ruscho hatte ich ein bisschen Schutz. Ich besuchte also meine Verwandten und die schenken mir tatsächlich ein bezogenes Federbett und ein Kopfkissen. „Ein Leintuch brauche ich auch, ich habe gar nichts“, sagte ich. Da bekam

ich auch noch ein Leintuch geschenkt. Aber wohin mit dem Bett? Neben der Küche war eine dunkle Kammer, dahinein konnte ich mein Bett stellen, da gab es Kakerlaken und solch Ungeziefer, die mir sogar manchmal über das Gesicht liefen.

Ein ganz kleines Fenster, fast blind vor Schmutz ging auf den Backofen hinaus. Aber daneben in der Kammer schlief die Ruscho, und die hatte auch nicht viel mehr als ich. Ich schlug einige Nägel in die Wand und hängte die paar Kleidungsstücke, die ich noch hatte, daran. Das war mein Hab und Gut. Ich konnte mir weder die Wäsche waschen, weil es auch kein Wasser gab. Draußen im Hof war eine Wasserstelle, da konnten Lorenz und ich uns das Gesicht waschen. Das war unsere Morgentoilette. Aus – Feierabend! Um die Wäsche zu waschen, machte ich mir am Ofen Wasser warm, spannte einen Strick und hing sie darüber. Ich sagte zu Lorenz. „Pass auf, wenn du die Schweine raus lässt, dass sie mir nicht an die Wäsche gehen. Ich habe nur einmal zum Wechseln!“ Lorenz hatte noch immer seine Wehrmachtsuniform an. Ich sah nie, dass er etwas gewaschen hat, aber er hat auch von weitem „geduftet“.

Der Bauer war nicht grob zu mir. Er hat mich auch nie „deutsches Schwein“ genannt, wie es viele andere taten. Aber mit dem Essen, da hat er uns einiges zugemutet, dem Lorenz und mir. Seine Schwester, die „Pany Gottliebova“ (eigentlich hatte sein Schwager, Herr Gottlieb ja durchaus keinen tschechischen Namen) kam alle vierzehn Tage und buk Brot und machte etwa dreißig Kartoffelknödel. So aßen Lorenz und ich täglich Kartoffelknödel und eingemachte Heidelbeeren. Die Knödel holten wir uns aus dem großen Topf und machten sie warm. Manchmal hatten sie schon Schimmel angesetzt, da wusch ich sie erst ab, bevor ich sie wärmte. Der Bauer und Ruscho aßen vor uns, sie aßen Fleisch und Kraut. Am Sonntag bekamen auch Lorenz und ich ein kleines Stück Fleisch und Kraut zu unseren Knödeln. Am Sonntag bekamen wir zusätzlich auch noch zwei Semmeln. Das Brot sperrte der Bauer die Woche über in einen Schrank. Auch die Ruscho bekam nicht mehr Brot als die eine Scheibe, die er jeden Morgen für uns abschnitt. Lorenz war so schwach, dass er es kaum schaffte, einen Korb Futter für die Pferde herunter zu holen. Ich musste ihm immer helfen. Der Bauer hatte auch einen Hund, der als gefährlich bekannt war. Aber ich redete mit ihm und konnte ihn sogar streicheln, er tat mir nichts. Da hatte ich immer den Hund an meiner Seite, weil ich mich vor den Russen, die sich überall herumtrieben, fürchtete. Rigo hieß der Hund und er war ein ganz schöner Kerl.

Einmal brachte der Bauer von einem seiner „Konfiszierzügen“ Anzüge mit, die ihm viel zu groß waren. Er fragte mich, ob ich sie für ihn ändern könne. Ich sagte: „Ja schon, aber ich brauche eine Nähmaschine.“ „Hab ich nicht“, sagte er. Und ich entgegnete „Weißt du was, da fährst du fort und klaust eine“. Natürlich protestierte er gegen dieses Ansinnen. „Nicht stehlen – konfiszieren!“ Und ich: „jesto jedno!“ (Alles eins!)

Eines Tages fragte er mich, woher ich genau wäre. Am Abend kam er und sagte: „Weißt du, wo ich heute war?“ Interessiert mich nicht. Er aber fuhr fort. „Ich war in Horni Plana“. So, in Oberplan warst du?“ fragte ich zurück. „Ja in Horni Plana. Ich schauen deine Haus. Schöne große Haus. Weißt du was? Wenn du mich heiraten, können wir nach Oberplan.“ Ich entgegnete: Und wenn du mit dem Arsch in Gold sitzen würdest, würde ich dich nicht nehmen!“ Ich war wütend.“ Ich dir nichts nehmen!“ sagte er. Und ich. „Du nicht, aber deine Leute! Ihr habt mir alles genommen. Meine Ehre lass ich mir nicht auch noch nehmen!“ Er war wohl über vierzig Jahre alt, ich zweiundzwanzig. Aber er behandelte mich weiterhin relativ gut, sprach aber nie mehr vom Heiraten.

Weihnachten durfte ich heimfahren. Ich hatte immer noch den Schein, dass ich mir ein Federbett holen durfte. So fuhr ich Weihnachten mit meiner Cousine zu meinen Eltern. Wir hatten eine Genehmigung, mit dem Zug zu fahren. Aber in Gojau schmissen uns die Bahnbeamten aus dem Zug wegen unserer weißen Armbinden, trotz Genehmigung. Zum Glück trafen wir am Bahnhof einen älteren Herren, auch einen tschechischen Bahnbeamten, der sorgte dafür, dass wir mit dem nächsten Güterzug weiterfahren konnten. Sonst hätten wir die fast 20 km nach Glöckelberg laufen müssen. Es war ein offener Güterzug. Wir froren fürchterlich. Als wir am Oberplaner Bahnhof in Vorderstift ankamen, etwa um 9 Uhr abends, mussten wir noch die 6 km zu Fuß nach Glöckelberg laufen. Dabei war es den Deutschen

verboten, bei Dunkelheit auf der Straße zu sein. Meine Cousine schlief eine Nacht bei meinen Eltern, am nächsten Morgen führte sie jemand „schwarz“ über die Grenze nach Österreich.

Ich fuhr nach Weihnachten wieder zurück nach Mric. Aber die „Kary-Mutter“ musste für die vielen tschechischen Zoll- und Grenzbeamten kochen. (Familie Kary hatte ein schönes großes Gasthaus, das bis jetzt noch in ihrem Besitz war. Die Tschechen schätzten wohl ihre gute Küche) und sie versuchte, sie zu überzeugen, dass mich meine alten Eltern dringend in Glöckelberg brauchten. Da forderte mich eine Budweiser Buchhändlerin, die sich in Glöckelberg einen Bauernhof mit Vieh „unter den Nagel gerissen hatte“ als Magd an, weil sie vom Vieh nichts verstand. So kam ich zu meinen Eltern nach Glöckelberg. Einmal kam ich beim Futterholen mit einem Glöckelberger Bauern in Konflikt, weil mich Frau Skrabal auf seine Wiese zum Mähen geschickt hatte. Sie meinte wohl, alles um das Haus wäre ihr Eigentum. Aber dann verkaufte sie die Kühe und ich stand ohne Arbeit da. Da sagte Frau Kary zu mir. „Weißt du was, du hilfst mir im Gasthaus. Du kannst ein bisschen Tschechisch. Ich werde das schon deichseln.“

So arbeitete ich nun bei Karys, zwar wieder ohne Entlohnung wie in Mric, aber das Essen war besser, und ich konnte auch manchmal etwas für meine Eltern mit heim nehmen. Vater meinte: „Nun brauchen wir wenigstens keine Spatzensuppe mehr essen.“ Es war nämlich wirklich so, dass eine sehr resolute Lehrersfrau, die dem tschechischen Briefträger seine geschossenen Spatzen abschwatzte, diese rupfte und ausnahm und Mutter kochte für die ganze Hausgemeinschaft eine „Spatzensuppe“.

So verging der Sommer in Glöckelberg. An schönen Tagen saß Vater auf der Bank vor dem Haus, schaute hinüber nach Oberplan und die Tränen rannen über sein Gesicht. Nie mehr war er hinübergewandert in seinen Heimatort. Wenn der Hund einmal ausgerissen war, holte Werner ihn wieder zurück. Aber eines Tages fand er ihn nicht mehr.

Am 30. September 1945 kamen wir in das Lager nach Krummau. Es wimmelte nur so von Wanzen und Flöhen. Wir waren eine Menge Leute aus Oberplan, eigentlich der letzte Rest. Am 2. Oktober wurden wir in Krummau bereits verladen. Da wurden wir noch einmal durchsucht, man nahm uns noch einmal eine Menge weg, erstaunlicherweise nicht unseren kleinen Eisenofen, dem wir die Beine abgeschraubt hatten und ihn so zerlegt wie einen Schatz hüteten. Aber Vater „verlor“ da noch die Hose von seinem besten Anzug. Die hat halt ein Tscheche gebraucht, was soll man da machen? Den Ofen, hatten wir für unsere Linzer Flüchtlinge angeschafft gehabt. In Glöckelberg schon kochte meine Mutter darauf, später in unserer ersten Bleibe in Deutschland und als wir heirateten, leistete er uns wieder gute Dienste.

Wir kamen sehr bald nach Furth im Walde. Dort war man nicht auf uns vorbereitet. Wir standen einen ganzen Tag im Bahnhof und bekamen nichts zu essen. Es waren auch kleine Kinder im Wagen. Ich stieg aus, und versuchte Milch für diese zu bekommen. Die Erwachsenen mussten sich aus ihren Lebensmittelvorräten verpflegen. Wir wurden noch einen ganzen Tag zum Einsteigen aufgefordert und weiter ging die Reise. Wir kamen nach Schwabach in ein Barackenlager „auf dem Vogelherd“. Alle, die im Waggon waren, waren auch wieder in der Baracke beisammen. Es gab dort Stockbetten. Die Eltern lagen unten und Werner und ich oben. Wir wurden zuerst einmal gründlich „entlaust“. Vielleicht war es nach dem Krummauer Lager auch nötig. Unser Transport wurde getrennt. Die Hälfte kam nach Weißenburg auf die Wülzburg. Da war es besser mit der Verpflegung, wie man später hörte.

Wir waren sechs Wochen im Lager in Schwabach. Früh gab es schwarzen Kaffee und mittags eine Gemüsesuppe mit Graupen und etwas Fleisch und ein Stück Brot, abends war die Suppe dünner. Später kam heraus, dass der Lagerverwalter das Fleisch und andere Lebensmittel verschoben hatte. Er hatte sich ein sehr schönes Haus von den unterschlagenen Lebensmitteln gebaut. Er wurde auch dafür eingesperrt.

Wir jungen Leute gingen oft spazieren. In Schwabach wurde viel Tabak angebaut. Da stibitzte ich manchmal einige Blätter für meinen Vater. Ich hatte mir von den Tschechen das „Konfiszieren“ schon abgeguckt gehabt. Vater schnitt sie fein und verwahrte sie in einer Blechbüchse in der Nähe des Ofens. Der Tabak begann zu gären. Plötzlich gab es einen

Schlag! Die Blechbüchse „explodierte“, und der Tabak flog in der Stube herum. Vater weinte beinahe.

Von Schwabach kamen wir nach Adelsdorf bei Höchststadt/Aisch in ein Lager. Da gab es riesengroße Ratten, die sich gar nicht vor uns fürchteten, Mäuse und natürlich Wanzen. Die waren uns mittlerweile schon ganz vertraut.

Von hier aus wurden wir auf die Dörfer verteilt. Unser ganzer Waggon kam wieder gemeinsam nach Friemersdorf in einen großen Turnsaal. In einer Scheune konnten wir die Kisten und Koffer abstellen. Da mussten wir selber kochen. Wir bekamen Kartoffeln und Kraut und ein bisschen Fett. In einem großen Kessel, in dem erst die Wäsche gewaschen worden war, kochten wir dann unsere Suppe für die etwa dreißig Leute.

Bald wurden wir weiter verteilt. Wir bekamen in einem fürchterlich abgelegenen Dorf, in Unterwinterbach, zu viert ein neun quadratmetergroßes Zimmer mit schrägen Wänden. Wir hatten ein Bett, unseren Ofen – sonst nichts. Das Ofenrohr mussten wir durch das Fenster stecken. Das Holz, das wir hatten, war ganz nass. Entweder stank das Holz in unserem Zimmer, oder es stank vom Rauch. Mein Vater meinte einmal ganz niedergeschlagen: „Man kann es den Leuten gar nicht übel nehmen, dass sie uns Zigeuner nennen. Es stinkt bei uns ja wirklich schon so, wie in einem Zigeunerlager. Ein einziges Bett hatten wir. Darinnen schliefen meine Mutter und ich. Vater schlief auf einem Strohsack am Fußboden und Werner schlief auf einem Strohsack auf einer Truhe. Mutter mit ihrem kranken Fuß musste nun alles laufen. Aber es ging erstaunlicherweise gut, sogar über die Treppen.

Wir mussten nach Uehlfeld einkaufen gehen, das war fast eine Stunde durch den Wald zu laufen, Vater ging immer mit Werner zum Einkaufen. Im Januar 1947 rutschte er auf einer vereisten Wurzel aus und fiel hin. Als er heimkam, zeigte er mir einen blauen Flecken. Dann legte er sich hin. Am nächsten Tag konnte er nicht mehr von seinem Strohsack am Fußboden aufstehen. Als ich ihn fragte, warum er nicht aufstehe, sagte er: „Ich weiß nicht, mir ist heute gar nicht gut.“ Der Müller aus Hüttenhof bei Glöckelberg wohnte im gleichen Ort. Der kam jeden Tag ein bisschen zu uns. Das war für Vater gut. Er stand dann doch immer ein bisschen auf und setzte sich auf die Truhe. Vielleicht war es ein kleiner Schlaganfall. Aber vielleicht hat ihn auch das „Herzeleid“ krank gemacht. Er sagte öfters einmal: „Daheim waren wir wer, und da werden wir Zigeuner geschimpft. „Vater hatte nämlich immer versucht, etwas zum Essen zu erbetteln. Solange noch etwas da war, was wir vertauschen konnten, bekam er auch etwas. Als wir nichts mehr hatten, musste er sich von einer Bäuerin sagen lassen: „Euch Zigeuner geb ich nichts. Hättet ihr etwas gearbeitet, hätten sie euch nicht hinausgeschmissen.“ Lieber geb ich meine Erdäpfel den Säuen, als euch Zigeunergesinde.“ Vater weinte bitterlich, als er uns das daheim erzählte. Ich sagte zu ihm: „Du gehst mir nirgends mehr hin!“ Von da an ging es gesundheitlich immer weiter bergab mit meinem Vater. Er bekam Wasser in den Beinen und Hungerödeme. Ich holte den Herrn Pfarrer, dass er ihm die letzte Ölung gäbe. Als er ging, sagte Vater: „Der Pfarrer hat mir die Füße mit etwas eingeschmiert, die tun gar nicht mehr weh.“ Das war zwei oder drei Tage vor seinem Tod. Dann kam noch einmal der „Hüttenhofmüller“. Dem erzählte er: „Heute Nacht war meine Mutter bei mir. Die hat gesagt, sie hat mir schon ein Plätzchen gerichtet. Morgen um vier Uhr holt sie mich.“ Da sagte der Müller: „Geh, Färber! Das hast du geträumt.“ Am anderen Tag um vier Uhr ist er gestorben. Der Müller war auch wieder da und hatte ihm noch eine Zigarette gedreht. Die Zigarette glühte noch, als Vater starb, am 10. März 1947. Er war 72 Jahre alt.

Meine Mutter war im Bett gelegen. Sie hatte einen Bruch. Der hatte sich eingeklemmt. Aber obwohl die Ärztin immer zu Vater gekommen war, sagte sie ihr nichts. Sie konnte nicht auf die Beerdigung gehen.

Nach Vaters Tod wurde sie ins Krankenhaus eingeliefert und bekam einen künstlichen Ausgang. Ich glaube, sie sagte nichts, weil sie nach Vaters Tod auch sterben wollte. Sie war noch nicht einmal 60 Jahre alt und starb am 15. April 1947, fünf Wochen nach meinem Vater.

Nun stand ich mit Werner ganz allein da. Es war schon schlimm. Ohne Arbeit, ohne Eltern und von Werners Mutter immer noch keine Nachricht. Gott sei Dank konnte ich nähen. So ging

ich von Haus zu Haus und nähte für die Leute, wieder ohne Bezahlung, nur für das Essen für mich und Werner. Später strickte ich in Heimarbeit Pullover, für 4 Mark für einen Kinderpullover. Im Herbst 1947 fand ich für Werner eine Lehrstelle in einer Bäckerei. Mittlerweile lief über das ROTE KREUZ die Suche nach seiner Mutter. Und kurz vor Antritt der Lehrstelle meldete sich seine Mutter und holte ihn nach Berlin. Er fand eine Lehrstelle bei den Berliner Gaswerken, wo er bis zu seiner Pensionierung arbeitete.

Ich zog im Januar 1948 zu meiner Tante nach Spalt, die dort immer noch als Pfarrhaushälterin beim ehemaligen Pfarrer von Tweras, Dr. Houschka, angestellt war. Ich fand eine Arbeit in einer Metzgerei. In Spalt lernte ich meinen Mann kennen. Er war erst aus russischer Gefangenschaft gekommen und stammt aus Saaz.

Heute können wir uns über unseren Sohn Toni freuen, der Hauptschullehrer in Nürnberg ist und über seine Familie. Von unserem „Lastenausgleich“ konnten wir uns in Nürnberg 200 qm Grund für ein Reihenhaus kaufen. Auch Toni hat ein Haus in Nürnberg. Wir habe alle schwer gearbeitet - .

Heute nennt uns keiner mehr Zigeuner, höchstens einmal ein Böhmerwäldler in liebevollem Spott, da ja die Oberplaner daheim den Spitznamen „Zigeuner“ hatten.